

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

N. 23. 1887.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Dankmann hat es nicht ausgesprochen,“ fuhr Eschbach fort, „aber er meinte, er werde sich nie verheirathen, außer wenn er ein Mädchen findet, das ihm ein gleiches Glück, wie er hier kennen gelernt hat, verheißt!“

„Wahrhaftig, das meinte ich!“ rief Dankmann und leerte zur Bekräftigung seiner Worte sein Glas.

Es war spät, als der kleine heitere Kreis sich trennte. Von Eschbach's Gesicht war freilich ein leiser, trüber Schatten, ein schwacher, schmerzlicher Zug nicht verschwunden, so sehr er sich auch über das Glück des Freundes freute.

Eschbach und Dankmann kehrten zusammen heim. Einige Minuten schritten sie schweigend neben einander hin.

„Sie sind müde?“ fragte Eschbach.

„Nein, ich werde nie müde,“ entgegnete der junge Bildhauer, der in dieser Frage die Aufforderung, noch in einen Weinsteller zu gehen, erblickte.

„Dann lassen Sie uns noch etwas spazieren gehen, die Nacht ist still und schön, und ich möchte noch einige Fragen an Sie richten,“ fuhr der Kommissär fort.

„Auch dazu bin ich gern bereit,“ gab Dankmann zur Antwort.

„Besuchen Sie Herrn Harport noch häufig?“ fragte Eschbach.

„Nein, selten. Was haben Sie aber zu der Verlobung Meta's mit Hercher gesagt?“

Dankmann kam dem Kommissär mit dieser Frage selbst entgegen.

„Sind Sie von demselben so sehr überrascht gewesen?“ warf Eschbach ein.

„Ja. Ich hätte es nimmermehr geglaubt, ich war früher der festen Ueberzeugung, Sie würden sich einst mit Meta verloben, und wahrhaftig, sie Beide hätten besser zu einander gepaßt!“

Es war gut, daß Dankmann wegen der Dunkelheit der Nacht nicht wahrnehmen konnte, welchen Eindruck diese Worte auf Eschbach machten. Röthe und Blässe wechselten auf dem Gesichte desselben, er stand unwillkürlich einen Augenblick still, weil seiner Brust der Athem fehlte, dann raffte er sich mit Gewalt zusammen.

„Passen Hercher und Meta nicht zu einander?“ fragte er dann und seine Worte klangen ganz ruhig.

„Soviel ich beurtheilen kann, gar nicht. Sie haben heute Abend Ernst und seine Frau gesehen, ein einziger Blick auf diese beiden Menschen genügt, um zu erkennen, daß sie sich auf das Innigste lieben und glücklich sind, ich bin mit Meta und Hercher öfters zusammen gewesen, daß sie sich lieben, habe ich nie erkannt, und daß sie glücklich sind und werden, möchte ich bezweifeln.“

Ein „Ah!“ des Erstaunens drängte sich wider Willen aus Eschbach's Brust.

„Woraus schließen Sie, daß Meta und Hercher sich nicht lieben?“ fragte der Kommissär. „Weshalb sollten sie sich verlobt haben, wenn sie sich nicht lieben?“

„Ich weiß es nicht, aber ich habe nie gesehen, daß sie innig und gärtlich miteinander sind; Hercher ist allerdings zuvorkommend gegen Meta, allein auf ihr scheint es wie ein stiller Druck zu liegen. Sie ist auch stiller geworden; seitdem sie verlobt ist, habe ich sie nicht wieder übermüthig lachen hören.“

„Wie ist Meta's Vater?“ fragte Eschbach.

„Wie früher. Daß er Hercher gern hat, verräth er offen, Beide sind sehr viel zusammen, und Hercher scheint auf ihn einen großen Einfluß zu üben.“

Eschbach schwieg; er stand vor einem neuen Räthsel. Wenn Meta den Ingenieur nicht liebte, weshalb hatte sie sich mit ihm verlobt? Er glaubte sein armes Herz beruhigt und jede Hoffnung begraben zu haben,

Dankmann's Worte jedoch hatten einen neuen Sturm in seiner Brust hervorgerufen.

„Herr Harport hat oft geklagt, daß Sie ihm nicht ein einziges Mal geschrieben haben,“ sprach Dankmann.

„Es war mir nicht möglich — ich war so sehr beschäftigt,“ entgegnete der Kommissär zerstreut.

„Mit diesen Worten suchte Hercher Sie stets in Schutz zu nehmen, allein Harport ließ sie nicht gelten. Er behauptete, in Monaten finde der beschäftigteste Mensch eine Stunde, in der er sich seiner Freunde erinnern und ein Lebenszeichen von sich geben könne!“

„Also Hercher hat mich in Schutz genommen?“ fragte Eschbach.

Der junge Bildhauer blickte seinen Begleiter an, die Nacht ließ ihn die Züge desselben nicht erkennen, aus dem Tone der Stimme glaubte er das Erstaunen des Kommissärs zu hören.

„Ob er dies sehr aufrichtig gemeint hat, weiß ich nicht,“ erwiderte er lachend.

„Sie trauen ihm nicht recht?“ fragte Eschbach.

„Thun Sie es denn?“ warf Dankmann ein.

„Nein,“ gab der Kommissär offen zur Antwort.

„Nun, auch ich nicht; er ist mir zu artig und zu höflich. Ich kenne ihn nicht anders, als ruhig lächelnd, und ein Mensch ist doch nicht immer in der Stimmung, zu lächeln!“

„Da meinen Sie, daß er sich verstellt?“ warf Eschbach ein, indem er die Hand unter Dankmann's Arm schob.

„Natürlich, und da ich ihn für sehr klug halte, glaube ich nicht, daß er dies ohne Berechnung thut.“

„Sie schließen sehr richtig. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Beherrschung einer Mißstimmung und Verstellung. Wann wird er Meta heirathen?“

„Das weiß ich nicht, darüber ist nie in meiner Gegenwart gesprochen worden. Nun Sie wieder hier sind, werde auch ich wieder öfter zu Harport gehen, weil ich jetzt doch hoffen darf, Sie dort zu treffen.“

„In der nächsten Zeit wohl noch nicht, denn ich bin sehr in Anspruch genommen,“ bemerkte Eschbach. „Wenn Sie Harport sehen, so sagen Sie ihm nicht, daß ich zurückgekehrt bin, auch Hercher sagen Sie es nicht. — Es freut mich aufrichtig, daß Sie mit Ernst verkehren.“

„Es sind zwei prächtige Menschen — ich liebe sie Beide!“ rief der Bildhauer. „Es kann Ihrem Freunde nicht leicht geworden sein, sich nach seinem früheren Leben in seine jetzige Stellung hineinzufinden, und ich glaube kaum, daß es ihm gelungen wäre, wenn ihm seine Frau nicht zur Seite stünde, sie ist sein guter Engel. Sie sagte Ihnen heute Abend, daß sie gar kein anderes Leben wünsche, und dies ist ihr Ernst, sie ist vollkommen zufrieden.“

„Ist Ernst's Vater noch immer unversöhnlich?“ fragte Eschbach.

„Ja. Er würde es vielleicht nicht sein, wenn er seine Schwiegertochter kennen lernte!“

„Dazu wird er schwer zu bewegen sein,“ fuhr der Kommissär fort.

„Er ist ein fester, eigensinniger Kopf, den nur die Zeit milder machen wird. Doch es ist spät, ich habe Sie lange genug um den Schlaf gebracht!“

„Ich brauche nicht zu schlafen!“ warf Dankmann ein. „Ich kann sogar mehrere Nächte hintereinander durchwachen.“

„Lassen Sie uns heimkehren,“ sprach Eschbach und reichte seinem jungen Begleiter die Hand zum Abschiede. „Unsere Wege trennen sich hier, ich hoffe indessen, Sie bald wiederzusehen.“

„Auch ich — auch ich!“ rief Dankmann und drückte die Hand des Kommissärs so fest, daß dieser zusammenzuckte.

Sie kehrten heim.

Eschbach schritt noch lange Zeit in seinem Zimmer auf und ab. Weshalb hatte sich Meta mit dem Ingenieur verlobt, wenn sie ihn nicht liebte und sich nicht glücklich fühlte? Diese Frage beschäftigte ihn und ließ ihn nicht schlafen.

7.

Der Zufall führte Eschbach am anderen Morgen vor dem Hause des Kommerzienraths vorüber, und er trat ein, um denselben zu begrüßen.

„Ah, endlich, endlich sind Sie zurückgekehrt!“ rief ihm Seidel freundlich entgegen und reichte ihm die Hand. „Ich befürchtete schon, Sie würden ganz in London bleiben, oder sind Sie vielleicht schon längere Zeit wieder hier, ohne mich aufgesucht zu haben?“

„Ich bin gestern Morgen zurückgekehrt.“

„Nun, haben Sie Ihren Schilling schon gesehen?“

„Ich war gestern Abend bei ihm,“ gab Eschbach zur Antwort.

„Nun?“ fiel Seidel ungeduldig ein.

„Ich habe mich gefreut, daß er sich so glücklich fühlt — das verdankt er Ihnen!“

„Nicht mir, sondern sich selbst,“ lehnte Seidel den Dank ab. „Ich kann Ihnen mit Freude gestehen, daß die Befürchtungen, welche ich anfangs hegte, nicht eingetroffen sind. Bis jetzt hat der junge Mann mir nicht die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, er ist fleißig und gewissenhaft, und ich hoffe, daß er so bleiben wird.“

„Dann hat er wohl Aussicht, bald von Ihnen befördert zu werden?“ warf Eschbach lächelnd ein.

Der Kommerzienrath ließ über das Gesicht des Kommissärs einen prüfenden Blick hingleiten.

„Er hat wohl geklagt, daß dies noch nicht geschehen ist?“ fragte er.

„Nein, er hat dies nicht mit einem Worte berührt,“ gab Eschbach zur Antwort. „Ich wünschte es ihm aber, weil er in der That mit seinem Gehalte kaum auskommen kann.“

„Also darüber hat er geklagt!“

„Auch das nicht. Ich will Ihnen erzählen, wie ich es erfahren habe,“ fuhr Eschbach fort und theilte mit, was er am Abende gesehen und gehört hatte. „Er fühlt sich glücklich trotz mancher Entbehrung, und seine kleine Frau erklärte offen, daß sie gar nicht mehr wünsche. Daß sie die Wahrheit sprach, konnte man in ihren Augen lesen!“

„Herr Kommissär, wollen Sie mir eine Frage ganz offen beantworten?“ fragte Seidel.

„Gewiß!“

„Haben Sie Harport unterstützt?“

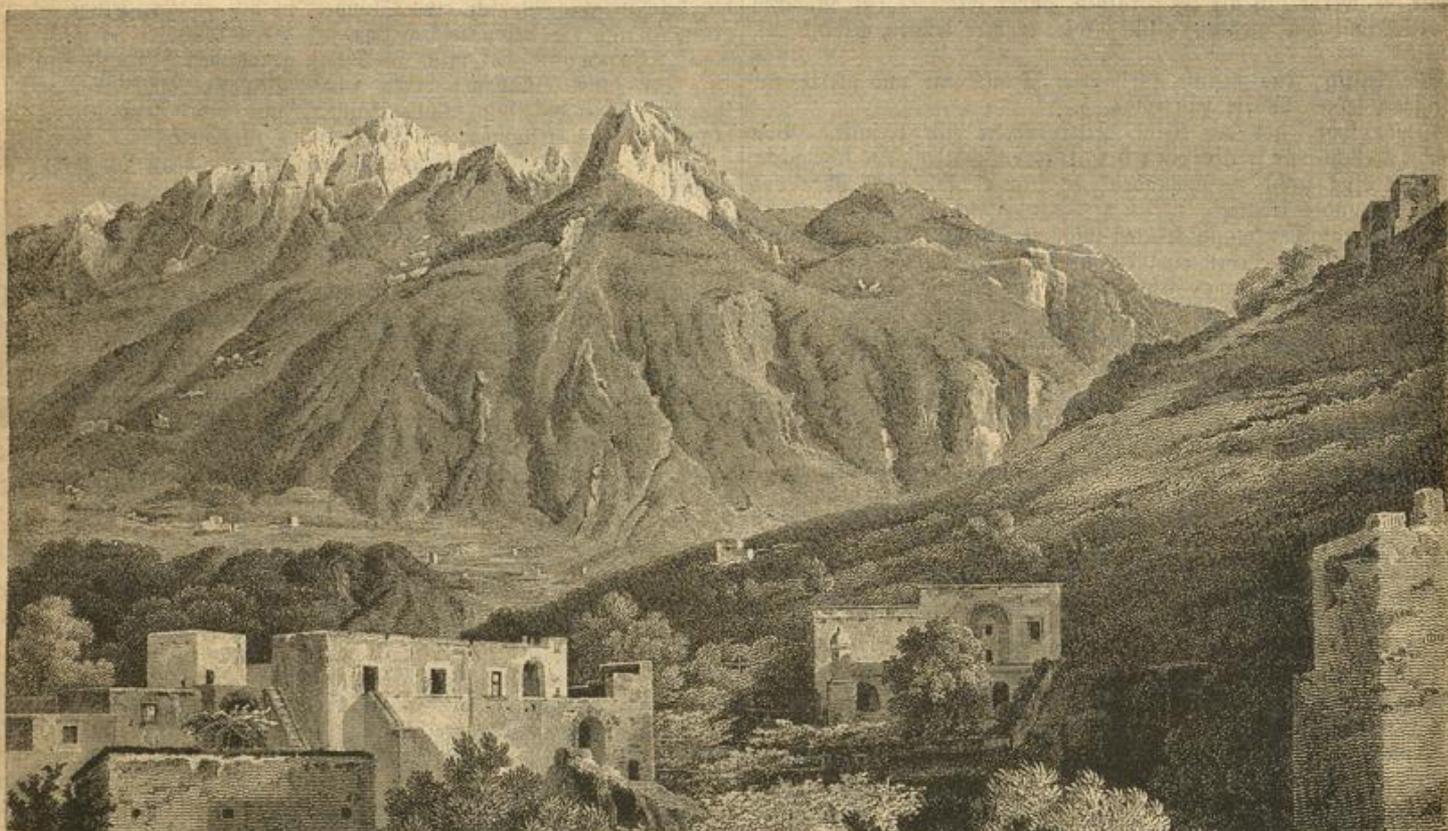
„Nein. Ich habe ihm meine Hilfe wiederholt angeboten, und er weiß, daß ich ihm gerne gegeben hätte — er hat mich nicht um einen Thaler ersucht.“

„Dann ist er offenbar von anderer Seite unterstützt worden, da es kaum möglich scheint, daß er mit seiner Frau von dem geringen Gehalte gelebt hat. Daß er keine Schulden gemacht hat, weiß ich, denn ich habe mich erkundigt.“

„Er ist durch Niemand unterstützt worden,“ versicherte der Kommissär.

Das Auge des Kommerzienraths leuchtete freudig auf.

„Das freut mich; er hat den festen und ausdauernden Willen gezeigt, den ich ihm vertraute,“ sprach er. „Nun will ich Ihnen eine Mittheilung machen, die Ihnen zeigen wird, daß ich es gut mit ihm meine. Der Charakter des Menschen wird nur durch das Leben selbst



Der Gipfel des Epomeo auf Ischia. (S. 92)

gefestigt, und ich halte es für einen Fehler, Jemand zu zeitig das Leben leicht zu machen. Ich habe mir einen Zeitpunkt festgesetzt, der für Ihren Schilling als Probezeit dienen soll, er wird sie nach meiner festen Ueberzeugung bestehen und dann habe ich ihm auch eine Belohnung zugebracht. Seit dem Tage, an dem er sich verheirathet hat, habe ich sein Gehalt erhöht, ohne daß er es weiß. Der Ueberschuß ist gewissenhaft gebucht, und harret der junge Mann bis zu dem Zeitpunkte fest aus, dann erhält er Alles, ja ich werde ihm sogar eine bessere Stellung geben, sobald eine frei ist.“

„Ich danke Ihnen in seinem und meinem Namen!“ rief Eschbach, des Kommerzienraths Hand erfassend.

„Halt! Ich habe noch eine Bitte: Verrathen Sie ihm nichts.“

„Nicht ein Wort!“ versicherte der Kommissär.

„Ich habe noch einen anderen Grund, weshalb ich mich über die Festigkeit des jungen Mannes freue,“ fuhr Seidel fort. „Als derselbe mir seinen Entschluß, zu heirathen, mitgetheilt hatte, traf ich zufällig seinen Vater und erzählte es diesem. Ich schätze die Tüchtigkeit des Steinmehrs, allein gegen seinen Sohn geht er entschieden zu weit. Er ist zu hart, und diese Härte wird Niemand entschuldigen, der erfährt, mit welcher Festigkeit der junge Mann mit seinem früheren leichtsinnigen Leben gebrochen hat. Ich glaube nicht, daß der Alte einen ungerechten Vorwurf lange ertragen wird — er wird sich noch mit seinem Sohne ausbühnen.“

„Niemand wünscht dies mehr, wie ich!“ versicherte Eschbach. „Glauben Sie wirklich, daß Harport seinen Sohn enterbt hat?“

„Er hat einem Bekannten erklärt, daß er es gethan habe, und ich traue es ihm auch zu. Sie kennen ihn ja genau und sind mit ihm befreundet, suchen Sie ihn veröhnlicher zu stimmen.“

„Ich werde es versuchen, obschon ich wenig mit ihm zusammen komme,“ gab Eschbach zur Antwort und entfernte sich. Es trieb ihn, zu Ulu zu eilen und ihr die freudige Nachricht mitzutheilen; er hatte indessen versprochen, zu schweigen, und ein gegebenes Wort war ihm heilig. —

Am Nachmittage desselben Tages schritt der Steinmehrsmeister durch die enge und ziemlich abgelegene Straße, in der Ernst wohnte. Er wußte dies nicht, denn er hatte nie gefragt, wo sein Sohn seinen kleinen Herd aufgeschlagen hatte. Auf seinem Werkpfluge war vor mehreren Tagen ein Arbeiter durch das Umschlagen eines Steinspielers schwer verletzt und in das Krankenhaus gebracht worden. Harport stand nun im Begriffe, die Frau des Verletzten aufzusuchen, um sich selbst zu überzeugen, ob die Verhältnisse derselben so dürftig waren, wie man sie ihm geschildert hatte, und wenn dies wirklich der Fall war, sie zu unterstützen. Er hatte für seine Arbeiter immer ein offenes Herz gehabt, war aber durch manche Täuschung vorsichtig geworden und gab jetzt nur, wenn er wußte, daß er Würdigen spendete.

Er trat in ein Haus ein und stieg langsam die schmalen und

bereits ausgetretenen Treppen empor. Das Haus war ihm als das genannt, in dem die Frau des Verletzten wohnte, und er hatte weder auf der Hausflur noch auf den Treppen Jemand getroffen, den er noch einmal hätte fragen können.

Drei Treppen war er gestiegen, auch hier sah er an der Thür kein Schild und keinen Namen. Kam er hier recht? Die Frau sollte drei Treppen hoch wohnen. Aus dem Zimmer, vor dessen Thür er stand, klang ihm eine helle, lustige Stimme entgegen, sie sang ein heiteres Lied und es lag etwas Sympathisches in der Stimme.

Obwohl Harport sich sagte, daß eine Frau, deren Mann schwer

Tage habe ich nicht Zeit dazu, und Abends, wenn mein Mann aus dem Geschäfte heimkehrt — dann erst recht nicht!"

"Sie sind verheirathet!" rief Harport erstaunt.

"Gewiß, fast schon ein halbes Jahr!" gab Ullu zur Antwort und fühlte sich fast beleidigt, daß der fremde Herr ihr die Frauenwürde nicht sofort ansah. "Sehe ich denn nicht aus wie eine Frau?"

"Nein, gewiß nicht!" rief Harport, dem das unbefangene, heitere und kindliche Wesen der jungen Frau immer mehr gefiel.

"Weshalb denn nicht!" fragte Ullu.

"Sie — Sie sehen noch so jung aus und sind so lustig."

"Weshalb soll ich nicht lustig sein? Ich bin glücklich und fühle mich so wohl, wie nur ein Mensch sich fühlen kann. Ist mein Mann nicht daheim, dann arbeite und sorge ich, weil mir die Zeit dann schneller geht."

"Und wenn er daheim ist?" fragte Harport scherzend.

"Dann sorge ich auch; auch er ist glücklich, deshalb sind wir dann Beide lustig."

Wie offen, unbefangene und kindliche das Alles klang! Es that Harport wirklich wohl, einen Blick in dies so kleine, dürftige Heim zu werfen, in dem zugleich so viel Glück wohnte.

"Was ist denn Ihr Mann?" fragte er, nicht aus Neugierde, sondern aus Theilnahme.

"Er ist Buchhalter in einem Geschäfte, er ist es noch nicht lange, deshalb ist seine Stelle auch nur eine geringe, ich arbeite aber fleißig mit und da kommen wir mit dem Gehalte meines Mannes aus!"

"Haben Sie nicht den Wunsch, reich zu sein?" fragte Harport.

Ullu sah ihn an, ohne zu antworten; es war fast, als ob sie über diese Frage erst nachdenken müsse.

"Ich weiß nicht, wie es ist, wenn man reich ist," entgegnete sie dann. "Glücklicher als jetzt könnten wir nicht sein, deshalb wünsche ich nicht mehr!"

Diese Worte klangen so wahr, fast bewundernd blickte Harport die junge Frau an; noch vor einer Stunde würde er nimmermehr geglaubt haben, daß es einen Menschen gäbe, der nicht Reichthum für sich wünsche.

(Fortsetzung folgt.)

verleht im Krankenhaus lag, nicht singen werde, so dachte er doch an, um bei der lustigen Sängerin nach der Gesuchten zu fragen.

"Gerein!" rief es mit heller Stimme.

Er öffnete die Thür und trat ein. Es war ein kleiner, aber freundlicher Raum, die Möbeln waren dürftig, allein die Ordnung und Sauberkeit, die in dem Zimmer herrschte, machte einen wohlthuenden Eindruck.

An dem Fenster saß, mit einer Handarbeit beschäftigt und halb überrascht von derselben aufblickend, ein frisches, jugendliches weibliches Wesen, welches die großen dunklen Kinderaugen fragend auf den Eintretenden richtete. Auch ihre Kleidung war sehr einfach, aber sauber.

Einen Augenblick lang ließ Harport den Blick mit Wohlgefallen auf der frischen und jugendlichen Gestalt ruhen. Es war Ullu.

"Wohnt hier der Arbeiter Barthel?" fragte er dann.

"Nein, hier nicht," gab Ullu zur Antwort, seine Ahnung habend, daß der Vater ihres Mannes vor ihr stand.

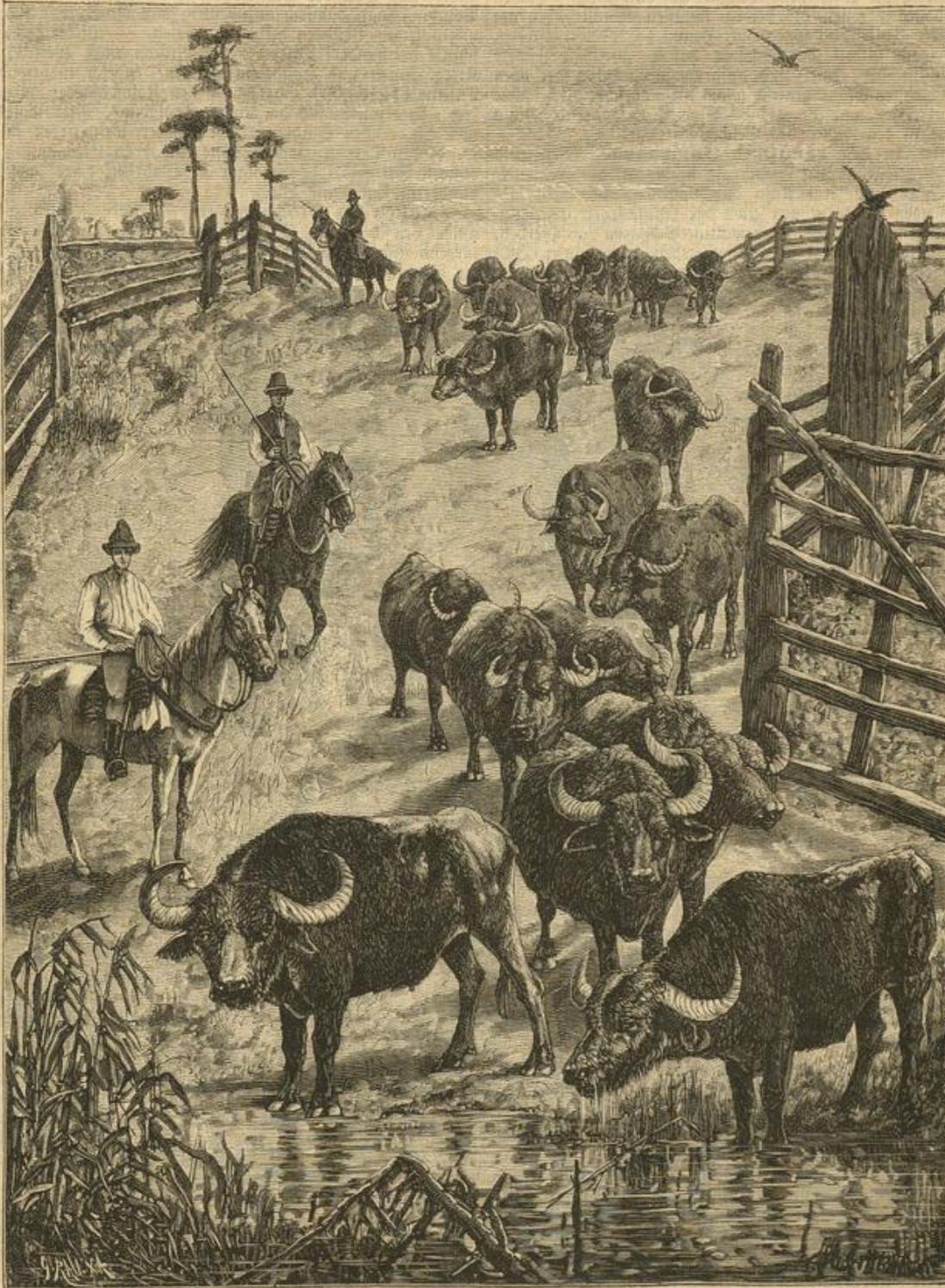
"Er wohnt doch in diesem Hause?"

Es ist Nummer fünfzehn, und diese ist mir als die betreffende genannt," fuhr Harport fort.

"Ja, die Nummer stimmt schon, allein ob auch ein Mann mit Namen Barthel hier wohnt, weiß ich nicht, wir wohnen selbst hier erst seit einigen Monaten," entgegnete Ullu mit freundlichem Gesichte.

"Sie wohnen schon einige Monate hier und wissen nicht, wen dieselben Mauern bergen?" warf Harport ein.

"Nein, gewiß nicht!" versicherte Ullu lachend. "Weshalb muß ich denn das wissen? Wir bekümmern uns um keinen Menschen. Am



Buffelherde in der römischen Campagna. (S. 92)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Epomeo auf Ischia. (Mit Bild auf Seite 90.) — Die gebirgige Insel Ischia am nordwestlichen Eingange des Golfes von Neapel ist rein vulkanischen Ursprungs und wurde daher schon von den Alten „die Tochter des Feuers“ genannt. Einen Hauptherd der vulkanischen Kräfte auf jenem Eilande bildet der 783 Meter hohe Berg Epomeo, ein ungeheurer Tuffkegel, der sich über einem mächtigen Lager schwarzer Trachytlava aufbaut. Der erste geschichtlich überlieferte Ausbruch des Epomeo hat 474 v. Chr. stattgefunden, ferner werden derartige Natureignisse aus dem Jahre 92 n. Chr., dann aus der Zeit der Kaiser Titus, Antoninus und Diocletian, sowie zuletzt aus dem Jahre 1302 berichtet. Späterhin haben auf Ischia dann noch zahlreiche Erdbeben stattgefunden, die anscheinend ebenfalls auf vulkanische Ursachen zurückzuführen waren, dagegen sollen die beiden jüngsten Katastrophen am 4. März 1881 und am 28. Juli 1883 sogenannte Einsturz-Erdbeben gewesen sein. — Unsere Ansicht vom Gipfel des Epomeo auf S. 90 ist von dem Orte Lacco an der Westküste der Insel aus aufgenommen. Von der oben nur einen Meter breiten höchsten Spitze genießt man eine unbeschreiblich schöne Rundschau auf einen Umkreis von mehr als 80 Seemeilen, während Ischia selbst wie eine Relieftafel zu den Füßen des Beschauers liegt.

Die Büffelherden in der römischen Campagna. (Mit Bild auf Seite 91.) — Von der sogenannten Campagna di Roma, der Rom umschließenden, von der Tiber und dem Anio durchflossenen und mehr als 200,000 Hektaren umfassenden Ebene ist nur etwa der zehnte Theil angebaut, während fast alles übrige Land als Weide für gewaltige Schaaren von Pferden, Schafen, Kindern und Büffeln dient. Die Büffelherden (siehe unser Bild S. 91), welche wohl die eigenartigste Staffage der Campagna bilden, werden

von berittenen und mit Lanze und Lasso ausgerüsteten Hirten beaufsichtigt. Diese geben jedem Thier einen Namen und lenken ihre Herden mit großem Geschick über die Triften und zu den Tränkplätzen. Zur Zeit der größten Hitze steht man in sumpfigen und von Kanälen durchschnittenen Gegenden meist nur die Köpfe der Büffel über die Oberfläche des Wassers oder des Sumpfes emporragen, in welchen die Thiere, Kühlung suchend, hineingetreten sind. Auch Nachts über bleiben sie gern im Wasser liegen, sollen dann etliche von ihnen in der Frühe angespannt oder sonst benutzt werden, so schlägt der Hirte mit der Lanze in's Wasser und jagt die Thiere mit Geschrei auf.

Kaiser Rudolph II. und seine Kammerdiener.

— Ein höchst wunderlicher Herr war Kaiser Rudolph II., welcher 1612 starb. Gestützt auf eine Prophezeiung Tycho de Brahe's, glaubte er steif und fest, daß ihm das Schicksal König Heinrich's III. von Frankreich bevorstehe, und daß er wie dieser ermordet werden würde. Infolge dessen vermied er es ängstlich, sich in der Offenlichkeit zu zeigen, ließ seinen Garten überbeden, um vor jedem feindlichen Auge sicher zu sein, und die einzige Möglichkeit für einen Fremden, ihn zu sehen, war, daß derselbe sich in die Kleidung eines Pferdewechters steckte und den täglichen Besuch des Kaisers im Pferdestall abwartete. Um Staatsgeschäfte kümmerte er sich wenig; er kannte nur eine Lieblingsbeschäftigung, die mit der Alchemie. Kam aber seine böse Stunde, so brüllte er und schimpfte die Prinzen Giftmischer, und Nachts hörte man plötzlich in den Gängen des Schlosses einen wüthenden Lärm; es war der Kaiser, der aus dem Schlafgemache im Hemd, mit einem Rappier bewaffnet, herausstürzte und schrie, er sei verzaubert. Einmal versuchte er, sich mit Glasscherben den Hals abzuschneiden. Seine Kammerdiener hatten eine lebensgefährliche Stellung, denn er scheute sich nicht, wie Joachim v. Donnersberg, der bayrische Gesandte, in seinem offiziellen Bericht erzählt, denselben die Schüsseln an die Köpfe zu werfen, oder sie mit Degen oder Dolch zu bedrohen. Dafür war der oberste Kammerdiener Rudolph's aber auch die wichtigste Person am Hofe desselben und Niemand hatte ohne seine Erlaubniß Zutritt zum Kaiser, selbst dessen nächste Verwandte nicht ausgenommen. Die drei bekannteren Persönlichkeiten, welche diesen Posten eingenommen haben, sind Millionäre geworden, haben aber alle ein unglückliches Ende gefunden. Der Erste, Ritter Hieronymus Machowsky v. Machau, der beim Kaiser Alles galt, wurde seines ganzen Vermögens beraubt und blieb den Rest seines Lebens im Kerker. Der Zweite, Philipp Lang, der später den adeligen Namen v. Langensfels erhielt, war ein abgefeimter Schurke, der ganz ungeheure Summen zusammenstahl, die Hinrichtung des tapferen Feldmarschalls v. Kuhwurm betrieb und endlich für seine zahlreichen Untthaten im Kerker starb. Der Dritte endlich, Rudy, welcher der Zwischenträger bei den Unterhandlungen seines Herrn mit den protestantischen Ständen Deutschlands und Böhmens war, wurde nach dem Tode Kaiser Rudolph's verhaftet und erhängte sich an der Schnur, an welcher er den Kammer Schlüssel zu tragen pflegte, als ihm mit der Tortur gedroht wurde. [3.]

Mildthätigkeit im Alterthum. — Man ist geneigt, die bei großen Unglücksfällen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten u. dergleichen sich immer neu bewährende Mildthätigkeit Einzelner wie ganzer Kommunen als ein besonderes Kennzeichen moderner Humanität aufzufassen und zu preisen; und doch finden wir schon in den ältesten Zeiten bei ähnlichen Vorfällen ganz

dieselben Aeußerungen theilnehmender Gesinnung und mildthätigen Eifers. Als einst die Insel Rhodos von jenem schweren Erdbeben heimgesucht wurde (224 v. Chr.), durch welches auch das siebente „Weltwunder“, der am Hafen stehende Kolos in Trümmer sank, entstand in der ganzen römischen und griechischen Welt ein unglaublicher Wettstreit, den armen Rhodiern zu helfen und die Nachwehen des großen Unglücks zu mildern. Privatleute und Städte, Arme und Reiche, Fürsten und Könige schickten ihre Liebesgaben, begleitet von Aeußerungen des Mitgeföhls, die noch heute etwas Rührendes haben. Die Könige von Sicilien, Hieron und Gelon, sandten jeder mehr als hundert Talente (über 1 Million Mark) und erhöhten diese Wohlthat noch durch eine zart empfundene Ehrenbezeugung; denn sie errichteten auf dem Marktplatz ihrer Residenz zwei schöne Bildsäulen, deren eine das Volk der Rhodier, die andere das Volk der Sicilier vorstellte, letztere die erstere krönend, um, wie Polybios sagt, dadurch anzudeuten, daß die Sicilier sich geehrt fühlten, ihren unglücklichen Brüdern helfen zu dürfen. — Ptolemäus, König von Egypten, schickte dreihundert Talente, eine Million Maß Weizen, Bauholz zu zwanzig Kriegsschiffen und Handelsfahrzeugen; endlich insbesondere noch dreitausend Talente (14,139,000 Mark), um den Kolos wieder aufzurichten. — Ähnlich freigebig erwiesen sich die Könige Antigonus, Mithridates, Seleukos, Brutus, und die reichen Städte am Mittelmeer wetteiferten mit ihnen. Unter den spendenden Privatpersonen dürfte eine Frau Erwähnung verdienen, die ihrem Namen Chryseis (die Goldige) in Wahrheit Ehre machte: sie allein schenkte hunderttausend Maß Weizen! [L. 3.]

Ragen im Staatsdienst. — Der „United States-Courier“ nennt unter den bezahlten Beamten des Postdepartements der vereinigten Staaten tausend und einige Ragen, welchen die Pflicht obliegt, die Postpakete gegen die Angriffe der rüchichtslosen Ratten und Mäuse zu schützen. Sind nicht vierbeinigen Mächter auch gerade nicht

offiziell angestellt, so sind sie doch offiziell anerkannt, und ihre Anzahl, wenn auch nicht ihre Namen, wird pflichtschuldigst in die Listen der Staatsdiener eingetragen. Auf Kosten des Departements werden sie gepflegt und gestüttert und die für ihren Unterhalt notwendigen Beträge in aller Form gebucht. In Frankreich erfreuen sich ebenfalls die Ragen der fünf großen Militär-Pasendepots einer Staatsanstellung. Sie haben dort dieselben Pflichten wie ihre amerikanischen Colleginnen, und erhalten nach dem Budget des Departements täglich für fünf Centimes Verpflegung. Sie haben oft die wüthendsten Schlachten mit den starken Ratten auszukämpfen und zeigen sich gegen dieselben stets müthig. Werden sie aber durch einen Rattenbiß schwer verwundet, so bekommen sie sehr häufig Krämpfe, weigern sich auf das Entschiedenste, wieder in's Feld zu ziehen, und werden dann ohne Weiteres aus dem Dienste entlassen. [M.]

Hoch und nieder. — Wohl nie hat ein gekröntes Haupt einen so häufigen und bedeutenden Standeswechsel durchgemacht, wie Amadeus von Savoyen. Vom Jahre 1398 bis 1416 regierte er als Graf, dann, vom Kaiser Sigismund zum Herzog ernannt, als solcher bis 1434. Da legte er plötzlich das Scepter nieder, wurde Mönch und stiftete den Orden des heiligen Maurin. Sein frommes, wohlthätiges Wirken veranlaßte 1439 das Konzil zu Basel, ihn zum Nachfolger des Papstes Eugen IV. zu wählen. So beherrschte er unter dem Namen Felix V. bis 1449 die Christenheit, dankte dann freiwillig wieder ab, um sich mit

der Würde eines Cardinals zu begnügen, und starb im Jahre 1451, nachdem er kurz zuvor schlichter Bettelmönch geworden war. [R. M.]

Gut gegeben. — Ein junger Mann, der durch seine Prahlereien überaus lästig fiel, unterhielt auch einmal eine Gesellschaft von seinen verschiedenen Pelzen, Hermelin, Zobel u. s. w., einer immer kostbarer als der andere, worauf einer seiner Zuhörer bemerkte: „Einen Ihrer Pelze haben Sie aber doch vergessen.“ — „Welchen denn?“ — „Nun, den Sie alle Tage tragen.“ [Fr.]

Räthsel.

Ich bin erschrecklich anzuschauen,
Dich saßt vor mir das Todesgrauen;
Auch dann bin ich Dir noch fatal,
Wenn ich verlief' den E-Rokal.
Dieweil ich lähme Deine Glieder
Und Dich auf's Lager strecke nieder.

[R. Franz.]

Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösungen von Nr. 22:

der Charade: Tuba, Cuba, Juba; des Bilder-Räthfels: Die Begierde ist niemals „Es ist genug“.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Wildbreit in Wildbad.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.



Häusliche Scene.

Mann: Bante doch nicht immer Frau, ich habe außer dem Hause schon Verdruß genug.
Frau: So — weil Du außer dem Haus genug hast, soll ich im Hause nichts haben?